

*Textbeispiel 1: Aus der Einschulungsgeschichte „Die zwei Melodien“:*

Vor langer Zeit, als es noch viele Königreiche auf der Welt gab, lebte einmal ein Königssohn. Er war mutig und stark, manchmal auch wild und ungestüm. Er liebte das Reiten und das Klettern, das Bogenschießen und das Fechten. Schon von klein auf unterließ er es nie, abends vor dem Schlafengehen vom Fenster seines Gemaches aus den Sternenhimmel zu betrachten. Unter den Tausenden und Abertausenden von Sternen, die am abendlichen Himmel funkelten, gab es einen, der ihm besonders lieb und teuer war, gleichsam, als ob es sein eigener Stern sei. Wenn ein Tag glücklich verlaufen war, wenn dem Königssohn an diesem Tag alles gut gelungen war, schien der Stern besonders hell zu leuchten, als ob er sagen wolle: „Das hast du recht gemacht!“ War ihm aber mal traurig zumute und schaute er dann zu seinem Stern empor, so schien es, als ob der Stern ihm durch sein Funkeln wieder frohen Mut zuspreche, und er legte sich getröstet zum Schlafen nieder.

Der Königssohn wuchs heran. Sein Vater, der König, war unterdessen alt geworden und wollte seinem Sohn Thron und Reich übergeben, und es nahte der Tag, an dem der Königssohn zum König gekrönt werden sollte. Wenn der Königssohn sich darauf besann, dass er bald Volk und Land regieren werde, war er guten Mutes; er dachte: „Mein Stern wird mir schon dabei helfen, den rechten Weg zu finden und das Rechte zu tun.“

Da geschah es jedoch eines Abends, dass er seinen Stern nicht erblicken konnte, obgleich der Himmel sternenklar war. Auch am nächsten und am übernächsten Abend blieb der Stern verschwunden. Da wurde der Königssohn sehr betrübt.

Nun gab es an jenem Königshof einen Sternenweisen; ganz oben im Schlossturm hatte er sein Gemach und beobachtete und erforschte von dort aus mit seinem großen Fernrohr den Gang der Gestirne. Diesen suchte der Königssohn auf und klagte ihm sein Leid; er sagte: „Wie soll ich König werden, wenn mein Stern nicht mehr da ist und mir den rechten Weg weist?“ – „Nun“, meinte da der Sternenweise und strich sich über seinen langen weißen Bart, „bei den meisten Menschen ist es so, dass ihre Augen nicht mehr ganz so klar sind, wenn sie der Kindheit entwachsen; das mag bei dir der Grund sein, dass du deinen eigenen Stern nicht mehr sehen kannst.“ – „Könnt Ihr mir denn nicht mit Eurem Fernrohr helfen, den Stern wiederzufinden?“, fragte der Königssohn. Da schüttelte der Sternenweise den Kopf und antwortete: „Man kann zwar mit dem Fernrohr viele Sterne erkennen, die man mit bloßem Auge nicht sieht; aber den eigenen Stern kann damit nicht leichter wahrnehmen.“ – „Gibt es denn keine Möglichkeit für mich, den Stern wieder zu sehen?“, fragte der Königssohn ganz verzweifelt. „Nun“, sagte da der Sternenweise und strich sich wieder über seinen Bart, „es gibt wohl irgendwo auf der Welt einen Platz, von dem aus du deinen Stern sehen könntest“ – „Dort will ich hingehen! Wo ist denn dieser Platz?“, rief da der Königssohn aus. „Deinen eigenen Stern kannst du nur von deinem eigenen Platz aus sehen“, antwortete der Sternenweise, „aber wo dieser Platz ist, kann ich dir nicht sagen; du musst ihn selber suchen, und der Weg dorthin ist schwierig und mühevoll. Ziehe in die Welt hinaus und mache dich auf die Suche; vielleicht gelingt es dir ja, deinen Platz zu finden und deinen Stern wieder zu sehen.“

*Textbeispiel 2: Aus „Eine Michaeli-Geschichte, zur Einführung von A, E, I, O und U“:*

„Um Ritter des St. Michael zu werden“, sagte die alte Frau, „musst du fünf Aufgaben erfüllen.“ – „Was sind das für Aufgaben?“, fragte der Königssohn eifrig. „Welche es auch immer sein mögen, ich will mein Bestes tun, sie zu erfüllen.“ – „Die erste Aufgabe ist, das goldene Schwert zu suchen“, antwortete sie. „Wo finde ich es?“, fragte der Königssohn. – „Steige auf die Spitze des höchsten Berges“, sagte die alte Frau, „dort wirst du es vielleicht finden.“ Da machte sich der Königssohn auf den Weg ins Gebirge, um den höchsten Berg zu erklimmen. Als er nach langer, mühseliger Kletterei schließlich oben anlangte, konnte er weit in die Welt hineinsehen: über Berge, über Wälder, Wiesen und Felder, über Städte und Dörfer, bis ans

Meer. Er stand da und staunte, stand da mit weit geöffneten Armen, als wolle er die ganze Welt umarmen. Die Sonne ging unter, es wurde Nacht. Der Mond ging auf, und der Himmel, der sich über ihm wölbte, war mit funkelnden Sternen übersät. Die ganze Nacht stand der Königssohn in tiefem Staunen da. Und als es Morgen wurde und die ersten Sonnenstrahlen ihn trafen, da hielt er das goldene Schwert in seinen Händen.

*Textbeispiel 3: Aus der Buchstabengeschichte „Der goldene Ball“:*

Der Knabe wuchs heran, und seine Eltern hatten ihn von Herzen lieb. Als sein siebenter Geburtstag herannahte, sagte die Königin zu ihrem Gemahl: „Am liebsten spielt unser Sohn ja mit seinem goldenen Ball. Ansonsten aber macht er sich wenig aus irgendwelchem Spielzeug; viel mehr Freude hat er daran, im Schlossgarten zu weilen. Vielleicht wäre ein eigener Garten ein schönes Geschenk für ihn.“ Dieser Vorschlag fand sogleich die Zustimmung des Königs.

Als nun der Geburtstag gekommen war, führten der König und die Königin den Knaben in einen kleinen Garten, den sie in der Nähe des Schlosses eigens für ihn hatten anlegen lassen. Er war rund und von einer hohen Mauer umgeben, und es fanden sich darin die schönsten Blumen und Sträucher und auch ein Springbrunnen.

Die Freude des Knaben war unbeschreiblich. Fortan hielt er sich häufig in dem Garten auf, erfreute sich an dem Duft und den Farben der Blumen, an den Beeren, die überreich an den Sträuchern hingen, an dem Wasserspiel des Springbrunnens; oft nahm er auch seinen goldenen Ball mit in den Garten und spielte damit.

Der König hatte – eingedenk der Worte der alten Frau – die Diener streng angewiesen, darauf zu achten, dass das Tor zum Garten immer geschlossen sei, wenn der Knabe darin weile. Die Diener führten diese Anweisung auch stets getreulich aus – außer einem Mal: An einem wolkenverhangenen, windigen und kühlen Tag sagte die Königin dem Knaben, er solle im Schloss bleiben und lieber nicht hinausgehen, da sie fürchtete, er könne sich bei dem unwirtlichen Wetter erkälten. Da wusste er nichts Rechtes mit sich anzufangen und strich missmutig in den Räumen des Schlosses umher. Schließlich nahm er seinen goldenen Ball, schlüpfte durch eine Seitenpforte zum Schloss hinaus und lief, von den Dienern unbemerkt, zum Garten, dessen Tor er offenließ.

Der Knabe vergnügte sich damit, seinen goldenen Ball in die Luft zu werfen, so hoch er konnte, um ihn dann wieder aufzufangen; und wenn der Ball beim Werfen einen winzigen Augenblick hoch oben stillstand, bevor er wieder herunterfiel, sah es aus, als ob eine kleine Sonne am Himmel stehe. Bei solchem Spiel war die betrübte Stimmung des Knaben rasch verflogen.

*Textbeispiel 4: Aus „Äsop und seine Geschichten“:*

Äsop begab sich nun wieder auf Wanderschaft. Einmal, um die Mittagszeit, als er Rast machen wollte und nach einem geeigneten Plätzchen Ausschau hielt, sah er aus der entgegengesetzten Richtung einen Handwerksburschen kommen, der offensichtlich die selbe Absicht hatte: Er hielt inne, blickte suchend um sich, setzte sich auf einen umgestürzten Baumstamm und packte sein Brot aus. Äsop setzte sich zu ihm, kam mit ihm ins Gespräch und erfuhr, dass er ein Schuhmachergeselle war, der Arbeit suchte. „Und gab es in dem Dorf dort keinen Schuhmacher, der einen Gesellen brauchen konnte?“, fragte Äsop und zeigte in die Richtung, aus der der Geselle gekommen war und wo man in der Ferne die Häuser des nächsten Dorfes sah. „Das wohl“, sagte der Geselle, „aber es gefiel mir dort nicht so recht. Die Arbeitsstube war so klein und so dunkel. Ich finde bestimmt noch etwas Besseres.“ – „Das mag wohl sein“, sagte Äsop und dachte bei sich: „Gibt es denn nur unzufriedene Menschen auf dieser Welt?“ Laut fügte er hinzu: „Ich hoffe nur, dass es dir nicht so ergeht wie einst dem Reiher.“ – „Wieso, was war denn mit dem Reiher?“, fragte der Geselle neugierig, und Äsop begann zu erzählen:

*„Ein Reiher schritt einst stolz auf hohen Beinen an dem Ufer eines Baches entlang und reckte und streckte dabei den feinen Hals. Die Sonne lachte, im klaren Wasser tummelten sich fröhlich schöne große Hechte und dicke Karpfen und boten sich zu leichtem Fang. Der Reiher aber ließ sich in seinem Wohlbehagen gar nicht stören; er dachte: „Für meinen Magen ist es noch nicht die rechte Zeit; die Leckerbissen will ich mir erjagen, wenn's mit dem Hunger so weit ist.“ So sonnte er sich träumend auf einem Bein stehend, da stellte sich der Hunger ganz plötzlich ein. Voll Appetit äugte er nun ins Wasser, hätte nun gern Hechte und Karpfen gehabt; die waren jedoch inzwischen fortgeschwommen, und es waren nur schmale Schleien zu sehen. „Solch Bettelmahl soll einem Reiher schmecken?“, piff er verächtlich. „Nein ich warte lieber noch, bis sich etwas Besseres ergibt.“ Die Schleien schwammen fort, und aus einem Loch vom Grund her flirtete ein Gründling herbei, kaum fingerlang und dünn wie ein Rohr. „Den Schnabel nach solchem minderwertigem Zeug aufzutun fällt doch keinem Reiher ein, drum scher dich weg!“, dachte der Reiher. „Ich werde mich zu gedulden wissen und auf einen würdigen Leckerbissen warten.“ Bald stand er hungersmatt auf beiden Beinen; allein umsonst, auch nicht der kleinste Fisch zeigte sich mehr. Was tun? Er schwankte zur nahen Wiese und fand dort schließlich eine bittere Schnecke, die er in seinem Hunger hinunterwürgte.“ (nach Jean de La Fontaine)*

Nachdem Äsop seine Geschichte geendet hatte, wünschte er dem Gesellen alles Gute und setzte seinen Weg fort; er ließ einen recht nachdenklich dreinschauenden Burschen hinter sich zurück.

Als er sich dem Dorf näherte, riss ein Riemen seiner rechten Sandale, und er suchte den Schuhmacher auf. Dieser, ein freundlicher älterer Mann, machte sich sogleich daran, den gerissenen Riemen zu nähen. Äsop blickte sich derweil in der Werkstatt um und dachte: „So klein und dunkel ist es herinnen doch gar nicht; und viel wichtiger für einen Gesellen müsste es doch sein, ob der Meister freundlich ist oder nicht.“ Laut sagte er: „Schade, dass der Geselle nicht bleiben wollte, er hätte es bestimmt gut gehabt hier.“ Der Schuster schaute erstaunt von seiner Arbeit auf: „Könnt Ihr Gedanken lesen? Es war tatsächlich gerade ein Geselle bei mir, den ich gut hätte gebrauchen können, dem es aber aus irgendeinem Grund hier nicht gefiel.“ – „Nein, Gedanken lesen kann ich nicht“, sagte Äsop, „ich habe den Gesellen unterwegs getroffen, und er hat mir von seinem Besuch hier erzählt.“

In diesem Augenblick hörte man von draußen rasche Schritte, und herein kam der Geselle! „Ich habe es mir anders überlegt“, sagte er ein wenig verlegen, „ich würde doch gern bleiben – wenn Ihr mich noch nehmen wollt.“ – „Gewiss will ich das!“, rief der Schuhmacher freudig erstaunt. „Aber wieso hast du deine Meinung geändert?“ – „Das liegt an diesem Mann hier“, sagte der Geselle und wies auf Äsop. „Er hat mich überzeugt, dass es dumm wäre, die Arbeit bei Euch nicht anzunehmen.“ – „Na ja, ganz so war es nicht“, sagte Äsop lächelnd. „Ich habe dir nur eine Geschichte erzählt. Was du daraus machen würdest, lag ganz bei dir. Ich bin allerdings froh, dass du etwas Gutes daraus gemacht hast.“

Inzwischen war der Schuhmacher mit dem Flickern des Riemens fertig geworden. Dass Äsop dafür nichts zu bezahlen brauchte und dass beide, Meister und Geselle, ihn mit herzlichen Dankesworten verabschiedeten, versteht sich von selbst!